

Wie das Praktikum und das Land mich gefunden haben

Als leidenschaftliche Reisende und neugierige Seele für fremde und entfernte Kulturen, wusste ich schon zu Beginn des Studiums, dass ich für die beiden Studienprojekte im Verlaufe des Bachelorstudiums ins Ausland gehen möchte. Nachdem ich mein erstes Studienprojekt in meinem Heimatland Rumänien absolviert hatte, war ich diesmal bereit, akademische Kenntnisse und Praxiserfahrungen im entfernteren Ausland zu sammeln. Die Entscheidung, wohin es gehen soll, fiel mir alles andere als leicht, da ich mich zu so vielen Ländern hingezogen fühlte. Also entschied ich mich, eine Tabelle zu erstellen, in der ich die Länder aufgelistet habe, die infrage kamen. Diese Übersicht ergänzte ich mit Kategorien, die für mich wichtig waren, wie etwa Finanzierungsmöglichkeiten, Arbeitssprache, persönliches Interesse, Projekte etc. Ich vergab dann bis zu fünf Punkte für jede Kategorie und jedes Land. Obwohl Kenia, wohin ich letztendlich gegangen bin, nicht auf dieser Liste stand, fand ich die Tabelle sehr hilfreich. Ich konnte dadurch herausfinden, dass Länder, die ich vielleicht spannender fand, aufgrund der hohen Kosten oder der Sprache gar nicht infrage kommen konnten. Am Ende gewann doch wieder Rumänien, und nach kurzer Zeit fand ich auch einen Praktikumsplatz. Dennoch war ich irgendwie nicht zu einhundert Prozent zufrieden, da sich mein Herz doch nach neueren Erfahrungen sehnte, ich aber kein Praktikum im spanisch- oder englischsprachigen Raum finden konnte, das bezahlbar war. Immer wieder stieß ich auf überbezahlte Vermittlungsfirmen, und viele kostenlose Angebote kamen aufgrund meines Alters (28) nicht mehr infrage. Im Austausch mit einer Kommilitonin aus einem höheren Semester bot diese mir schließlich an, mir die Kontaktdaten einer Organisation aus Kenia zu geben, bei der sie selbst ihr Praktikum absolviert hatte. Auch das war mit gewissen Kosten verbunden, diese waren allerdings nicht so hoch, und im Unterschied zu den herkömmlichen Vermittlungsfirmen ging das Geld direkt an die Einheimischen und Projekte vor Ort. Bei mir war es also mehr so, dass Kenia und das Praktikum mich gefunden haben als andersherum. Letztendlich war ich aber endlich einhundertprozentig zufrieden mit meiner Entscheidung.

Planung und Organisation für das kenianische Abenteuer

Als erstes kümmerte ich mich um einen Hinflug. Ich wusste, dass die Tickets nicht sehr günstig sein werden, und da man mit dem Zeitraum des Praktikums recht flexibel ist, wollte ich erstmal schauen, für wann es einen günstigen Flug gibt – und abhängig davon dann auch mein Praktikum beginnen. Sobald die Anreisedaten feststanden, konnte ich mich auch für ein Promos-Stipendium beim International Office der katho bewerben sowie Auslands-BAföG beantragen. Je früher man damit anfängt, desto besser. Als nächstes kamen die notwendigen Impfungen und eine Auslandskrankenversicherung. Kurz vor Praktikumsbeginn hatte ich auch Kontakt zu einer anderen Praktikantin aufgenommen, die einen Monat vorher dort anfiel. Den Kontakt habe ich von meiner Organisation bekommen. Das erwies sich als sehr hilfreich, da ich viele Tipps von ihr erhielt, zum Beispiel, was ich aus Deutschland mitnehmen soll, da es dort schwer zu finden, überbezahlte oder notwendig ist wie etwa eine Taschenlampe, da Stromausfall oft vorkommt.

Vor Ort – Unterkunft

Ich habe bei der Familie von Peter, dem Koordinator der Einrichtung, gewohnt. Die Familie bestand aus ihm, seiner Frau, seinem 13-jährigen Sohn und dem Baby Kira. Das Zimmer habe ich mir mit einer Kommilitonin aus der katho-Abteilung in Paderborn geteilt. Zwischendurch haben auch andere Freiwillige für eine bis drei Wochen dort gewohnt, ab und zu gab es auch Besuch, und wir haben oft gemeinsam zu Abend gegessen. Die Wohnung war nicht zentral gelegen, aber in einem sicheren Teil von Nairobi, in dem man sich auch als Weiße bis in die nächtlichen Stunden sicher bewegen konnte.

Praktikum

Von Montag bis Freitag von circa 9 Uhr morgens bis 16:30 Uhr war ich bei Napenda Kuishi tätig, einem Rehabilitationscenter für etwa 30 Straßenjungen im Alter von zwölf bis 18 Jahren, die in den umliegenden Slums wohnten. Ein kleiner Teil davon wohnte tatsächlich auf der Straße, die anderen noch bei ihren Familien oder Verwandten. Die meiste Zeit verbrachten sie auf der Straße oder in der nahegelegenen Mülldeponie, eine der größten in ganz Afrika. Auf dieser suchten sie nach Essen, Plastik oder sonstigen Dingen, die sie später verkaufen könnten. Die Klienten sind in starker Armut groß geworden, die Eltern haben keine finanziellen Möglichkeiten, sie in die Schule zu schicken, und oft können sie ihnen auch keine Mahlzeiten sichern. Aufgrund der Armut, familiären Problemen, Perspektivlosigkeit oder schlechten Einflussnahmen die Jungen verschiedene Drogen ein. Das Center bot verschiedene Unterrichtseinheiten zum Thema Life Skills, Kunsttherapie, Sporttherapie, Beschäftigungstherapie, Bibelstunde sowie eine warme Mahlzeit und Duschmöglichkeiten. Ich konnte selbst Unterrichtseinheiten gestalten, meistens rund um das Thema Drogen, Kinderrechte, Selbstverwirklichung etc. Zwei bis drei Mal in der Woche wurde Fußball gespielt, und ich habe auch oft in der Küche geholfen, wenn der Unterricht auf Swahili stattfand. Um zum Center zu kommen, nahm ich jeden Morgen um circa 9 Uhr ein „Boda Boda“, das ist ein Motorradtaxi. Dies geschieht ohne Helm, oft noch mit einer dritten Person oder einem 20 Kilogramm schweren Reissack. Das „circa“ vor 9 Uhr ist auch der Boda Boda zu verdanken, da der Fahrer selten pünktlich kam. Das war aber nie ein Problem, denn das Motto in Kenia lautet: „pole pole, hakuna matata, hakuna haraka“, was so viel wie „langsam langsam, kein Stress, keine Eile“ bedeutet.

Alltag und Freizeit

Um in das Stadtzentrum zu gelangen, musste ein Matatu – ein kleines Sammeltaxi – genommen werden. Charakteristisch für diese sind laute Musik, Flachbildschirme oder bunte Poster, Lichter oder Zitate aus der Bibel. Ein Matatu ist das wichtigste öffentliche Transportmittel in Ostafrika und eine Erfahrung für sich. Je nach Verkehr dauerte die Fahrt länger als eine halbe Stunde, und oft musste man genauso lange warten, bis der Bus voll wurde, bevor er überhaupt losfuhr. Ab ungefähr 19 Uhr wurde es dunkel, und ab dem Zeitpunkt war es nicht mehr ratsam, als weiße Person die Busse zu nutzen. Das war auch der Grund, warum ich mir in der Woche die Zeit in der nahegelegenen Mall vertrieb oder damit, die Unterrichtseinheiten vorzubereiten: Es lohnte sich nicht, am Nachmittag noch in die Stadt zu fahren, und immer ein Uber zu nehmen, war auf Dauer doch zu teuer. Am Wochenende wurde oft gefeiert – Nairobi ist die beste Partymetropole in ganz Ostafrika. In der Freizeit habe ich außerdem oft Parks mit Äffchen besucht, die für ein paar Erdnüsse sehr freundlich wurden, ich habe Naturpfade erkundet, Babyelefanten beim Füttern zugeschaut oder selber Giraffen gefüttert. Es ist auch möglich, in die benachbarten Länder zu reisen – und zwar mit einem Ostafrika-Visum, welches nach der Ankunft gekauft werden kann. Damit ist eine mehrfache Einreise in Kenia, Uganda und Rwanda möglich. Das Leben in Nairobi ist chaotisch und laut, aber auch unkompliziert, voller Humor und Gelassenheit.